



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Prilipp, Beda: Die irische Renaissance und George Moore

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Wittelsbacher und ihr Volk ernstlich daran, das neue Bayerische „Reich“ ebenbürtig den „übrigen“ Großmächten zur Seite zu stellen. 1808 wurde das „Allgemeine Reichsarchiv“ in München mit der Bestimmung gegründet, alle Besitztümer der alten und neuen Provinzen zu vereinigen. Sein erster Direktor wurde der Ritter von Lang, dessen lebendig geschriebene Memoiren die ganze Schwäche und Trostlosigkeit des Bureaufkratismus und Partikularismus der bayerischen Verwaltung bis ins Kleinste wiedergeben. Das einzige „Reichsarchiv“, das Deutschland zurzeit besitzt, spiegelt in seinem Namen die tiefste Schmach des deutschen Namens, die Blütezeit des mittelstaatlichen Partikularismus.

Aus diesen traurigen Erinnerungen, die sich für uns bisher an den Begriff des „Reichsarchivs“ knüpfen, weist der Entschluß, die im laufenden Geschäftsgang entbehrlich gewordenen Akten der Behörden des neuen Reiches in technischer Vollkommenheit zu sammeln und zu bearbeiten, hinaus in eine frohe Zukunft. Er kündigt die feste Zuversicht, daß das 1870 geschaffene, mit Blut und Eisen gefittete Werk von dauerndem Bestande ist und sein soll, daß wir künftigen Geschlechtern die Bearbeitung unserer Geschichte stolz und selbstbewußt überlassen dürfen.



Die irische Renaissance und George Moore

Von Beda Prilipp in Berlin-Schöneberg



Das Ende des neuen Jahrhunderts kommt von Zeit zu Zeit spärliche Kunde von der westlichsten der britischen Inseln, berichtend von einer literarisch-nationalen Bewegung, die sich mit dem stolzen Namen der irischen Renaissance nennt. Die gälische Liga ist der treibende Faktor dieser Bewegung. Und wiewohl es sich ein paar praktisch veranlagte Männer angelegen sein lassen, vor allem an der Verbesserung der wirtschaftlichen Lage zu arbeiten, nämlich das Landvolk über die Nutzlosigkeit primitiver Betriebe in Ackerbau und Viehzucht aufzuklären, ruht doch die Führung in den Händen einiger Literaten, die sich alles Heil von der geistigen Erziehung des irischen Volkes versprechen. In bezug auf die Wege, mittels derer dies zu erreichen wäre, bestehen eigentümliche Meinungsverschiedenheiten. Dublin ein neues Florenz, das alle Künste als Krone trägt — dies ungefähr ist das Ziel. Den einen scheint es erreichbar nur dann, wenn die Volkssprache in ihr altes Recht tritt, wogegen sich der Einwand erhebt, daß das gälische Idiom bereits auf einer sehr primitiven Entwicklungsstufe von der englischen Sprache verdrängt wurde und daß ihm somit lange Jahrhunderte hindurch die

feine Ziselierarbeit der Dichter und Denker gefehlt hat, durch die eine Sprache erst für den Ausdruck künstlerischer Werte abgestimmt wird. Dem überzeugungstreuen Katholiken ist die römische Religion in Irland untrennbar vom nationalen Gedanken, während die Gegner dieser Ansicht eben im römischen Dogma die Ursache des tiefen Niedergangs sehen. In der sehr sympathischen Persönlichkeit George Russells, der die Weltliteratur mit einigen wunderbar stimmungsvollen Gedichtsammlungen, gezeichnet A. E., bereichert hat, gefestigt sich der Schar der Führer gar ein Vorkämpfer der altkeltischen Naturreligion, der sich von der Erschließung des Mysteriums der alten Druidenlehren weltbeglückende Resultate verspricht. Zwischen diesen heterogenen Strömungen gibt es allerlei Übergänge. Mancher der jüngeren verharrt unschlüssig an den Kreuzwegen. Aber es ist außerordentlich charakteristisch für die Art dieses Geisteslebens, daß das politische Element nur flüchtig hineinspielt; die Abkehr von den Wirklichkeiten der irdischen Erscheinungswelt war von alters ein Kennzeichen der keltischen Mythologie und Dichtung.

Einstweilen bestehen diese heterogenen Richtungen noch ziemlich friedlich nebeneinander; um des gemeinsamen Ziels willen läßt ein jeder des andern Sonderüberzeugung über Mittel und Wege gelten und konzentriert sich darauf, innerhalb des eigenen engen Kreises so intensiv wie möglich zu wirken. Ein übersichtliches Vergleichen zwischen Ziel und Wegen aber ist nicht die Sache dieses wunderlichen Völkchens. Das bringt nur ein von außen Hereinkommender fertig, einer, den vorübergehend die Harfenklänge der irischen Volkstradition zwar bezaubern konnten, der dann aber doch wieder den ihm Freund gewordenen und ihm dennoch wesensfremden Künstlern den Rücken kehrte und eigene Wege ging. Als George Moore sich der Bewegung anschloß mit der Parole, sein ganzes künftiges Schaffen der gälischen Sache zu weihen, durfte man mit Recht auf das Resultat gespannt sein. Er ist geborener Ire und mehr als einer unter seinen Vorfahren hat dem unglücklichen Vaterlande das eigene Wohl aufgeopfert. Aber der Enkel war der Heimat doch fremd geworden. Lange literarische Lehrjahre in Paris, etliche erfolgreiche Romane (Esther Waters, Evelyn Innes), in denen sich keine Spur von keltischen Elementen findet — das alles muß bergehohle Scheidewände zwischen den Enkel irischer Patrioten und sein Stammland gelegt haben. Und dann kam es doch plötzlich über ihn — ein Heimweh — eine Regung des Blutes? Er beschreibt es als eine Stimme, die er deutlich hörte: „Geh nach Irland!“ An anderen Stellen tauchen Erklärungen auf, die den ungewöhnlichen Entschluß vielleicht begreiflicher machen. Den Ästheteten Moore lockte die junge, urwüchsige Sprache, die aus ihr zur Entfaltung strebende neue Kunst. Der Zug der Kunst geht unaufhaltfam westwärts, philosophiert er; alle Länder der alten Welt hat sie besucht, und es ist nicht ihre Art, sich zum zweitenmal zu Gäste zu bitten. Warum sollte sie nun nicht das grüne Erin heimsuchen und ihm eine neue Blütezeit bereiten? Was vom Singen und Sagen der Künstlerliga an seine Ohren klang, tönte so herzerfrischend neu,

wie nie gehörte Harmonien. Allerlei Kindheitserinnerungen spielten eine weichlockende Begleitung; er erzählt, wie er sich als Knabe einst in die Wildnis gewagt und angelnd am Eingang einer Felshöhle den Elfenkönig gesehen habe. Und das Kind habe ihn gefragt, wie weit es von Ringstown ins Elfenreich wäre. Darauf habe jener geantwortet, daß sich allmonatlich aus dem Meere eine große Welle höbe, von der müsse man sich mitnehmen lassen und dann der nächsten warten und ein Stück weiter wiederum der nächsten, bis zur neunten. Diese aber trüge den erdenmüden Wanderer ins Elfenland. — So erzählt der Mann, der seinen Dichtungen stets den Reiz persönlicher Bekenntnisse zu geben weiß, mit schlicht überzeugender Innigkeit, und der Leser, dem die Geschichte der gälischen Literatur nicht fremd ist, spürt in solchen und ähnlichen Stellen intensiv die Stimme des keltischen Bluts und fühlt, daß sie für ein sensitives Dichtergemüt recht wohl die Form hörbarer Rede annehmen konnte.

Wenn jedoch die ererbten Impulse ein Teil des Menschen sind, so bildet sich der andere durch Erziehung und Umgebung. Der George Moore, der mit den Mystikern Yeats und Russell rasch Freundschaft schließt und die alte Schulkameradschaft mit dem rechtgläubigen Katholiken Edward Martyn herzlich erneuert, kann sein altes Selbst nicht verleugnen. Der Künstler in ihm gibt sich der neuen Gedankenwelt gefangen, der Philosoph steht beobachtend daneben, selten würdigend und anerkennend, oft unzufrieden kritisch und im Laufe der Zeit mehr und mehr ernüchtert. Das erste in jener Zeit entstandene Buch, die short story-Sammlung „The untilled Field“ offenbart sehr deutlich die Enttäuschung, die am großen Werke Schaffenden gar so oft in Träumen hindämmern und darüber die im Augenblick notwendige Tat verpassen zu sehen. Dunkler Nebel der Mutlosigkeit liegt über dem kleinen Buch, das dennoch in bezug auf künstlerisch-plastische Gestaltung sehr hoch bewertet werden muß, besonders im Vergleich zu den landläufigen Erscheinungen der schönen Literatur in England. Der drei Jahre später erschienene Roman „The Lake“ urteilt schon milder, bereitet aber gleichzeitig das philosophische Fazit vor, das Moore aus seinen Erfahrungen in Irland einerseits für die Sache der gälischen Renaissance, anderseits für sich selbst zieht. Klar ausgesprochen wird es am Schluß der zusammengehörenden Bände „Hail and Farewell“: „Ave“ und „Salve“ (diese, wie die andern hier genannten Werke Moores, sind in der Tauchnitz-Ausgabe zugänglich), die in der Form reizvoll hingeplaudeter Erinnerungen eine Darstellung der Bewegung geben und durch manche Offenherzigkeit von einigen der ernsthaften Enthufastern vielleicht nicht ganz angenehm empfunden werden können. Solcher Empfindlichkeit zu begegnen, ist ein kurzes Vorwort vorangestellt worden, das darauf hinweist, der Dichter habe sein Material auf die nämliche Art verarbeitet, wie er es im Roman tun würde. Ein Vorbehalt ähnlich demjenigen, wie ihn Goethe seinem „Dichtung und Wahrheit“ beigegeben hat, nur daß der feinfühligste Leser hier sehr viel klarer zu scheiden imstande sein wird. Denn die geschilderte Periode liegt ja der Gegenwart um soviel näher, und der

Schreibende ist ein Mensch, dem das rückhaltlose Bekennen alles in der Stille und im Austausch mit andern Persönlichkeiten Durchlebten ein angeborenes Bedürfnis ist. Es ist ein Ringen nach Wahrheit, eingeschlossen in eine sehr persönliche Form, und wer zur Ergänzung die Individualität dieser Führenden aus ihren Werken kennen gelernt hat, wird Moores Charakterstudien durch ein Temperament gesehen mit Freude begrüßen.

War doch jene Zeit, als Moore sich der Bewegung anschloß, eine der interessantesten in der Geschichte der jüngsten englischen Literatur. Denn man darf dieses Spezialgebiet, das aus nationalen Motiven heraus sich dem Sammelbegriff englische Literatur oft feindselig gegenüberstellt, ihm dennoch eingliedern, weil die englische Sprache einer großen Mehrheit seiner Dichter als Medium dient. Viele haben von Anfang an betont, daß die irische Volkssprache tot und nicht wieder zum Leben zu erwecken sei, andere, und unter ihnen Moore, haben eine solche Erweckung zwar ersehnt, sind indessen in ihren Hoffnungen enttäuscht worden und selbst die für die gälische Sprache unentwegt Begeisterten haben mit der Schwierigkeit der mannigfaltigen Dialektteilung zu kämpfen. Und wenn nun auch die unermüdbar tätige Sammlerin folkloristischer Denkmäler, Lady Gregory, sogar etliche fremde Dichtungen, darunter Molières „Médécine malgré lui“ und den „Scapin“, sowie Sudermanns „Teja“ in das heimatische Idiom übersetzt hat, so dürfte die Spaltung in Jahrzehnten nicht zu überbrücken sein.

Ein anderes Element, das die eng nationale sein wollende gälische Dichtergemeinschaft der Weltliteratur einordnet, ist die eigentümliche Verbindung dieser heimatwüchsigem Dichtung mit einer Seelenanalyse, die dem Maeterlinckfreunde sogleich vertraut sein wird, weil sie der Weltanschauung dieses Dichters und Denkers innig verwandt erscheint. Die feinen Unterschiede, die Umbildungen, die das urwüchsig nationale Element in den Händen eines Yeats erfährt, treten am klarsten hervor, sobald man mit dem Werk eines wurzelechten Iren, etwa dem des Präsidenten der gälischen Liga, Douglas Hyde, in Berührung kommt. Hier umweht uns der herbe Wind der fremden Geistesregion, die in den Werken der bereits mehrfach genannten irischen Mystiker nur ein reizvolles Lüftchen entfendet. Jedenfalls spiegeln sich alle diese Schattierungen intensiv in einem großen Unternehmen, dem irischen Nationaltheater, bei dessen Gründung Moore zugegen war und das unter verschiedenen Namen seine Lebensfähigkeit bis in die jüngste Zeit und in den letzten Jahren sogar durch sehr erfolgreiche Gastspielreisen erwiesen hat. Yeats' Anschauung, daß das Theater ein „Ausdruck des in die Höhe und Weite wachsenden Nationalbewußtseins“ sei, hat sich hiermit praktisch erfüllt.

George Moore plaudert nun aus, wie es zu Beginn damit aussah. Manches, was den Beteiligten blutiger Ernst war, erscheint nun dem Leser in fein humoristischer Beleuchtung ganz so, wie es der bühnenkundige Praktiker sehen mußte, der die Regieveruche eines Häufleins glühend begeisterter, aber rührend uner-

fahrener Dichter begutachten sollte. Moores Scharfblick war es zu danken, daß unzulängliche Darsteller rechtzeitig durch andere ersetzt wurden, solche, die sich durch Yeats gutgemeinte Bemühungen, die Vortragsweise der alten Rhapsoden wieder zu beleben, nicht beirren ließen. Trotzdem geschah es, daß die Premiere des seither unzählige Male mit Erfolg aufgeführten Yeats'schen Stückes „Countess Cathleen“ durchfiel, weil der Dichter hinter dem Rücken des regieführenden Freundes in Galway einen Trupp Landfrauen angeworben hatte, die mit der schrillen Echtheit ihres Volksgesangs, des caoine, die ganz auf verhaltene Töne gestimmte Poesie des Dramas störten. Der sehr bald nachher aufgeführte Einakter „Cathleen ni Houlihan“ von Yeats mußte nun freilich unmittelbar zu den Herzen eines irischen Auditoriums sprechen. Das Stück ist ein Symbol eingeschlossen in eine einfach und großzügig entwickelte Handlung. Cathleen ni Houlihan ist bekanntlich einer der poetischen Namen, mit denen irische Patrioten ihr Land bezeichneten — in jener Zeit, wo ihnen von Englands Unduldsamkeit politische Verfolgung aus den geringfügigsten Ursachen drohte. So besang man die Heimat unter der Maske einer geliebten Frau, und etwas von dieser von innigstem Fühlen durchtränkten Poesie ist dem Iren auch heute noch eigen. „Irland ist kein geographischer Begriff, sondern eine Persönlichkeit“, sagt Moore einmal. Bei Yeats nun erscheint Cathleen ni Houlihan als gebeugte Greisin, um Hilfe flehend gegen die Fremden, die raubend in ihrem Hause weilen. Solche Hilfe zu suchen wandert sie rastlos und kann doch als Lohn nur Tränen und schmähhlichen Tod verheißen. Aber seit mehr als hundert Jahren folgen ihr dennoch die besten Männer von Irland und auch der junge Hochzeiter im Stück verläßt um ihretwillen Braut und Heim und geht der Davoneilenden nach. Die alten Eltern fragen ihren jüngsten, eben eintretenden Knaben, wo sie blieb: „Triffst du eine alte Frau auf dem Wege?“ „Nein,“ antwortet er; „aber ich sah ein junges Weib und es schritt daher gleich einer Königin!“

Diesem patriotischen Appell ist der Humor gefolgt, meist in kleinen Einaktern, die rasch gelernt und rasch verstanden wurden. Es entstand dann auch in einer merkwürdigen Zusammenarbeit von Moore und Yeats die dramatisierte Heldenlegende „Diarmuid und Grania“, bei der Yeats das Verlangen stellte, Moore solle den Text französisch schreiben, wonach er ins Englische und dann ins Irische überetzt werden sollte. Man merkt aus der gesteigerten Ironie der Erzählung, daß Moore hier wohl bereits die Unhaltbarkeit der Verbindung einsah.

Der zweite Band „Salve“ bereitet dann auch die Trennung der Wege vor. Mehr und mehr festigte sich in Moore die Überzeugung, daß Irland allein seinem orthodoxen Katholizismus den Niedergang zu danken habe. Den schärfsten Ausdruck fand diese Meinung in einem damals viel erörterten offenen Briefe an die „Irish Times“: „Wann wird mein unglückliches Land die Augen von Rom wenden — der Ursache all seines Leides? Seit Jahrhunderten hat Rom

Irland verraten. Im fünften Jahrhundert versuchte ein römischer Erzbischof Tara. Im elften lud ein römischer Bischof Heinrich den Zweiten ein, Irland zu besetzen. Im achtzehnten Jahrhundert erklärten sich irische Bischöfe bereit, ihr Gehalt von England anzunehmen. Im neunzehnten Jahrhundert, als Irland siegreich auf der Schwelle der Freiheit stand, stürzte eine Phalanx von Priestern, Schulter an Schulter, Parnell. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ließen Maynooth und der römischkatholische Erzbischof die Parlamentspartei im Stich — der eine in der Hoffnung, eine katholische Universität durchzusetzen, der andere um einen Kardinalshut. Diese Verräterei darf uns nicht überraschen. In jedem Lande ist Rom antinational gewesen. Rom fragt nach keinem Vaterland, nicht einmal in Italien. Sein Ziel sucht nach einer weiterspannenden Gemeinschaft als die Nationalität es ist, und je und je hat ihm ein englischer Herzog mehr gegolten, als die ganze Provinz Connaught.“

Die Bitterkeit dieses Hasses hat sich bei Moore kaum gemildert, aber das Buch „Salve“ legt die psychologischen Übergänge klar. Es zeigt den Dichter im Widerstreit mit seinem an der Kirche festhaltenden Bruder und mit seinen ebenso gesinnten Freunden, die Moores offenen Bruch mit der katholischen Religion sehr schmerzlich empfunden haben. Es ist begreiflich, daß dieser Zwiespalt die Trennung Moores von Irland beschleunigt hat. Eine warme, dankbare Würdigung der künstlerischen Werte, die der Dichter im Verkehr mit den gälischen Freunden empfing, geht Hand in Hand mit der Verurteilung des Katholizismus, den er den kulturfeindlichen Mächten einordnet. Andererseits verbot ihm sein stark entwickelter Wirklichkeitsinn, sich der ebenfalls antikatholischen, zur Mystik neigenden Strömung anzuschließen. A. E. ist ihm der innig verehrte Freund, der ihn „fühlen läßt, daß das Jenseits nicht finster, sondern voll weichen Dämmerlichtes ist und daß eine unsichtbare Hand einen Schicksalsfaden durch das einförmige Gewirb des Lebens webt“; für seine Visionen aber hat der Skeptiker nur ein Lächeln.

Eigentümlich fesselnd entrollt sich so in ungewöhnlicher Beleuchtung das ungewöhnliche Bild der gälischen Renaissance. Und vielleicht spricht die Tatsache, daß diese Bewegung ein so wesensfremdes Element wie Moore in ihre Kreise zu ziehen vermochte, am deutlichsten für die in ihr ruhende Kraft, — eine Kraft, die in ferner Zukunft ihre belebenden Ströme wohl auch nach außen und vielleicht gar ins feindliche Lager der englischen Literatur entsenden kann.

